

In West und Ost — Geschichte als Mittel zum Zweck

Zweimal deutsche Versionen von Walter Scotts „Ivanhoe“ / Von Rainer Schüren

Deutsche Dichter haben sich nicht selten in ihre eigene Kindheit zurückversenkt und aus dieser Versenkung für ein gebildetes Publikum mancherlei Lesens- und Beherzigenswertes hervorgeholt. Für das noch zu bildende Publikum, für die Kindheit anderer zu sorgen, überließen sie „Schriftstellern“. Diese wiederum machten sich ungen die Mühe, Geschichten zu erfinden, lieber erzählten sie das von den Erwachsenen Geschätzte „kindgemäß“ nach: Sie bearbeiteten die Klassiker der bildenden Unterhaltungsliteratur.

Als solche Klassiker fest etabliert waren im 19. Jahrhundert die historischen Romane Sir Walter Scotts. Die beiden zeitgenössischen Jugendausgaben seines bei uns bekanntesten Werkes, des sogenannten Ritterromans „Ivanhoe“, verdeutlichen exemplarisch die Mutation, die der Geschichtsroman Scotts unter den Händen deutscher Schriftsteller und Jugendbildner durchgemacht hat. Und wenn man sagen kann, daß der historische Roman als populärste Literaturgattung des 19. Jahrhunderts das Geschichtsbewußtsein der Deutschen — und das heißt immer auch: ihre Zukunftsvision — mitgeprägt hat, so gilt dies auch heute noch für die historischen Romane, die man dem prägsamen Kind als Lektüre verordnete.

Nehmen wir zunächst eine Bearbeitung des „Ivanhoe“ vor, die 1963 im Südwest Verlag, München, erschienen ist. Vom Schutzumschlag strahlt uns ein jugendlich glattes, blauäugiges Gesicht entgegen, überm aufgeklappten Visier die Schwingen eines Helmadlers, darunter eine blonde Haarlocke: der Titelheld, „ein treuer Ritter seines Königs“, wie der Untertitel kündigt. Das Thema, von dem der Bearbeiter wünscht, daß es als das tragende des Romans angesehen werde, ist damit angeschlagen: die ritterliche Treue. Es ist ein moralisches, überzeitliches, ein unhistorisches Thema. Scott selbst hat es zwar peinlich vermieden, seinen Romanen einen „talking title“ zu geben. Er wollte unvoreingenommene Leser. Nur einer Tatsache sollten sie sich von Anfang an bewußt sein: daß ihnen von vergangenen Ereignissen, Anschauungen und Moralbegriffen erzählt wird. Scott wählte den Titel „Ivanhoe“, weil dieser Name einen altenglischen Klang hat und sonst aber auf den Charakter der Erzählung nicht den geringsten Hinweis gibt. Das Hauptthema des Romans ist ein historisches: die Gegensätze zwischen der normannischen Oberschicht und dem eingessenen sächsischen Volk im England des 12. Jahrhun-

Zwölf- bis Vierzehnjährigen durchaus mitvollzogen werden. Freilich, Scotts gewundener Satzbau ist für Kinder zu schwierig. Ein guter Bearbeiter müßte unterteilen und die Pointe direkter zum Ausdruck bringen. Unser Bearbeiter dagegen verstümmelt den Satz bis zur Unkenntlichkeit.

Er (der Jude) verbeugte sich ständig und schritt auf den Teil der Tafel zu, der für die niedrigsten der Diener gedeckt war. Dabei lag in seinem Gesicht etwas, was nicht nur sympathisch, sondern sogar schön war.

Nehmen wir zunächst die Stelle so, wie sie steht, ohne sie mit dem Original zu vergleichen.

Die Formulierung läßt erkennen, daß beim Leser ein bestimmtes Vorverständnis dessen, was einen Juden ausmacht, erwartet wird. Aus der vorangegangenen Unterhaltung hat der jugendliche Leser entnehmen können, daß der Jude „ungläubig“ und ein „Hund“ sei — Äußerungen des Priors und des Tempelritters. Der Jude benimmt sich auf eine Weise, die auf abstoßende Unterwürfigkeit und auf große Angst schließen läßt. Vor dem Hintergrund dieser Eigenschaften gewinnt das den zweiten Satz einleitende „dabei“ einen adversativen Sinn: „Natürlich“ wäre, daß der unterwürfige, ungläubige Jude auch unsympathisch und häßlich ist — aber nein, überraschenderweise wirkt dieser Jude hier irgendwie

die Dramatik der zahlreichen Kämpfe gemeint sein. Nicht in dem Wechselspiel historischer Kräfte erblickt der Bearbeiter das Dramatische der Vergangenheit, sondern vornehmlich in dem Kampf eines einzelnen „um seine und seiner Freundes Ehre“.

Es bestätigt sich, was die Formulierung des Titels uns vermuten ließ: Scotts Roman wird weitgehend enthistorisiert, gleichzeitig aber moralisiert und personalisiert. Es entsteht der Eindruck, daß Geschichte sich in Kostümen erschöpft, unter denen überzeitliche Moral- und Schönheitsbegriffe stecken. Und das ist kein Zufall und kein Einzelfall.

Seit der Romantik ist der historische Roman zwar ein Lieblingskind der Nation, jedoch ein Stiefkind der Dichter und der Kritiker gewesen. Er galt von Anfang an als literarische Bastard- oder Zwittergattung. Olympisch mokiert sich noch Gottfried Benn über „diese ganz umschriebene Hineinknetungstätigkeit, Kulissenraffung, die verstanden sein will“. Das Genre ist Benn wegen des Sachverstandes und der bewußten Technik, die es vom Dichter verlangt, von vornherein suspekt. Der deutsche Verfasser von Geschichtsromanen hat sich immer verpflichtet gefühlt, die eigene Poesie in den Stoff „hineinzukneten“, die Historie zu poetisieren. Je poetischer, persönlicher, einheitlicher das Werk, desto größer die beim Leser erzeugte Illusion; desto geringer aber auch die Distanz des Lesenden zum Gelesenen. Schon Karl Immermann schnipselte 1825 bei seiner Übertragung des „Ivanhoe“ aus Scotts Text alles heraus, was ihm der Illusion abträglich dünkte. Gerade jedoch das Bemühen, eine distanzlose Illusion nicht aufkommen zu lassen, unterscheidet Scotts Romane wesentlich von denen seiner Nachfolger.

Es gab freilich auch schon zu Scotts Zeit das andere Extrem der Überhistorisierung. Man fügte neuen Wissensstoff, historische Parallelfälle und abweichende Geschichtsinterpretationen hinzu, und zwar meist in Vorworten und Anmerkungen, die denen Scotts beigegeben wurden. Bei den heutigen Jugendbearbeitungen gibt es eine ähnliche Alternative: Nahezu ungekürzt, sorgfältig übersetzt, mit zusätzlichen Anmerkungen und interpretierenden Nachworten versehen, liegen acht der Romane vor, auch sie für die Jugend bestimmt, für die Jugend der DDR (Verlag Rütten & Loening, Ostberlin).

Die bessere Gesellschaft hat auch den besseren Scott, werden gewisse Marxisten nun vielleicht nicht ohne Stolz sagen. Aber ganz so einfach ist

Mit seinem 1814 anonym veröffentlichten Roman „Waverley“ verhalf Sir Walter Scott (1771—1832) einer neuen Gattung der europäischen Literatur zum Durchbruch: dem historischen Prosa-Roman. Ein gutes Dutzend dieser Romane, die in enormen Auflagen erschienen, verfaßte er, Welt- und Ruhm brachten ihm aber vor allem „Ivanhoe“, „Quentin Durward“ und „Kenilworth“ ein. Scott, heute als Jugendbuchautor abgetan, war nicht nur der populärste Dichter seiner Zeit (und der schottischste Dichter, den Schottland je hervorbrachte), er wurde auch von Kollegen geehrt und bewundert. Goethe schätzte an dem Übersetzer seines „Gretz von Beylichingen“ die Fähigkeit, Situationen anschaulich zu schildern, und Fontane nannte ihn einen „Hauptpfiler echter, gesunder Romantik“.

der, Gegensätze, die das englische Judentum aufzureiben drohten.

Der Untertitel der deutschen Bearbeitung deutet nicht nur eine intendierte Akzentverschiebung auf das Unhistorische an, er suggeriert auch ein Verhältnis zwischen Ritter und König, wie es im Roman nicht dargestellt ist. Ivanhoe hat, bevor die Romanhandlung einsetzt, seinem Oberen zwar treu im Felde gedient, aber, adelsstolzer Sachse, der er ist, gewiß nicht, weil er sich der normannischen Obrigkeit als solcher untertan gefühlt hätte. Im Roman selbst beweist Ivanhoe dem König nicht ein einziges Mal durch Taten seine Treue. Dagegen erleben wir es, wie der König an entscheidenden Punkten für seinen Ritter und dessen sächsische Landsleute eintritt; er ebnet diesen den Weg in eine gleichberechtigte Zukunft, dem Ritter Ivanhoe zu guter Letzt den ins Brautbett. „Ivanhoe, ein treuer Ritter seines treuen Königs“ — ein solcher Untertitel wäre der Wechselseitigkeit des Verhältnisses gerechter geworden. Ein Zufall? Der Text verrät da mehr.

Zum Beispiel eine Stelle im 5. Kapitel. Ein normannischer Tempelritter, der Prior eines Klosters und der als Pilger verkleidete Ivanhoe sitzen, umorgt von Leibeigenen, beim Sachsenfürsten Cedric an der Tafel. Ein vom Sturm zersauster alter Jude begehrt Einlaß. Die Reaktion der Anwesenden ist unfreundlich genug, aber standesgemäß unterschiedlich motiviert und verschieden heftig. Der Hausherr gewährt dem Juden Zutritt, und dieser erscheint, zögernd und sich verneigend, vor der Tischgesellschaft, die ihn mit einhelligem Abscheu anblickt. Nun läßt Scott eine Personenbeschreibung folgen, wie sie für ihn typisch ist:

Seine scharfen und regelmäßigen Züge, seine Adlernase, die durchdringenden schwarzen Augen, die hohe runzlige Stirn und das lange graue Haar des Hauptes und Bartes wären schön genannt worden, hätte nicht seine Physiognomie die Kennzeichen einer Rasse getragen, die in jenen finsternen Zeiten vom leichtgläubigen und vorurteilsvollen Pöbel verachtet und von einem räuberischen und habgierigen Adel verfolgt wurde und die vielleicht eben dieses Hasses und dieser Verfolgung wegen einen Nationalcharakter angenommen hatte, der, um wenig zu sagen, niedrig und unliebenswürdig war.

Typisch ist vor allem der Übergang vom schildernden Erzählen zur historischen Auseinandersetzung. Dieser Übergang geschieht behutsam in zwei Stufen, zunächst durch die Wendung in den Bedingungssatz („Wären schön genannt worden, hätte nicht“), dann, mit einem deutlicheren Sprung aus der Vergangenheit der Erzählung heraus („in jenen finsternen Zeiten“). So wird der Leser der Relativität, der historischen Bedingtheit des Schönheitsbegriffes gewahr, begreift er die kleine gemischte Tafelgesellschaft dort im Sachsenhause als repräsentativ für jene größere, die den Juden zu dem gemacht hat, was er ist. Und er wird, wenn er über das ironische „in jenen finsternen Zeiten“ stolpert, vielleicht darauf aufmerksam, daß auch die Gesellschaft seiner eigenen Zeit ähnlich Finsternes hervorbringen könnte.

Eine solche Gedankenführung könnte von



Sir Walter Scott
(Stich von Horsburgh)

sympathisch, ja „sogar“ schön. Er erscheint als Ausnahme von der Regel. Stillschweigend ist vorausgesetzt, daß der Leser mit dem Jüdischsein die genannten negativen Qualitäten verbindet.

Das Wichtigste unterschlägt die Bearbeitung ganz: es ist nur der Romanautor, der das Gesicht des Juden schön findet; seine Romanfiguren, Kinder ihrer Zeit, sind keineswegs der Meinung ihres Schöpfers. Ihnen scheint dieser Jude häßlich und unsympathisch nur deshalb, weil sie in ihm den „repräsentanten“ der „ungläubigen Juden“ sehen. Von dieser voreingenommenen Sehweise distanziert Scott sich selbst und damit auch seine Leser. Den Lesern der Bearbeitung wird die Bewußtwerdung der zeitlichen Distanz vorenthalten. Das eigentlich Historische des Romans ist dahin.

Dem naiven Leser kommt dennoch alles ungeheuer historisch vor, denn die Beschreibungen historischer Kostüme wurden vom Bearbeiter nur wenig gekürzt. Die vielen Rittergestalten des Romans scheinen nur aus Waffen, Helmbüschchen und Rüstungen zu bestehen, Kampfmaschinen, innen hohl.

Unangetastet bleibt das spannende Handlungsgeflecht. Die dramatischen Ereignisse rücken infolge der Kürzungen sogar noch enger aneinander, Schlag folgt auf Schlag, und atemlos erlebt der Leser einen Kampf nach dem anderen. Schon das Titelbild zeigt eine Kampfszene. Wenn der Klappentext verspricht, „der Jugend eine außergewöhnlich dramatische Epoche der Vergangenheit und gleichzeitig elementare Begriffe echter Menschlichkeit näherzubringen“, so dürfte damit

es doch wieder nicht.

Auch in der DDR war „Ivanhoe“ der erste Roman Scotts, der — 1952 — wieder erschien. Wie man dem programmatischen Nachwort entnehmen kann, war damals schon geplant, noch weitere Romane Scotts herauszubringen. Der Grund: „die Tatsache, daß Walter Scott in der Sowjetunion in immer neuen Ausgaben erscheint“. Als Stimulans eines eingeschlafenen und als Korrektiv eines idealistisch verkehrten Geschichtsinnes wurden Scotts Romane den Deutschen von der Moskauer Zentrale verschrieben. Georg Lukács hatte 1937 in seinem Buch über den historischen Roman Scott zum prämarxistischen „Klassiker“ erhoben und damit seine Popularisierung eingeleitet. Daß der Verfasser des Nachworts zum „Ivanhoe“ Lukács' damals nur in russischer Sprache vorliegendes Werk offensichtlich nicht kannte, ermöglicht es uns zu untersuchen, wie ein deutscher Kommunist ein Rezept anwendet, über dessen diagnostischen Hintergrund er kaum Bescheid weiß und dessen therapeutisches Ziel er sich infolgedessen selbst zusammenreimen muß. Einen solchen Versuch stellt sein Nachwort dar. Es enthüllt das Geschichtsverständnis eines Kommunisten, der den Marxismus nie begriffen hat.

Ihm fällt bei der Lektüre des „Ivanhoe“ so gleich auf, daß dessen Thema eine „merkwürdige Aktualität“ besitzt:

... ist der Kampf der Besten des englischen Volkes gegen die fremden (französischen) Okkupanten nicht gleich dem Kampf des deutschen Volkes gegen die imperialistische Unterdrückung? Gebärden sich die Repräsentanten der Unterdrückung von heute nicht genauso brutal und hoffärtig wie die Ritter Malvoisin und Front-de Boeuf? Ist nicht das werktätige Volk heute an der Spitze des Befreiungskampfes, wie es von Walter Scott großartig für die viele Jahrhunderte zurückliegende Zeit dargestellt wurde? Diese Vergleiche lassen sich nach Belieben erweitern ...

Eminent historisch ist dieser Roman also vor allem deshalb, weil sich „unaufhörlich“ und „nach Belieben“ Parallelen ziehen lassen. Daß die angeführten Parallelen sachlich falsch sind, ließe sich leicht nachweisen. Wichtiger jedoch ist es zu fragen, für welche Geschichtsauffassung Scott hier eingespannt werden soll.

Die Parallelenhuberei enthält die Antwort. Ähnlich strukturierte Situationen in Vergangenheit und Gegenwart — die es zweifelsohne gibt — erscheinen einander um so ähnlicher, je allgemeiner und abstrakter man sie etikettiert. Ein solches Etikett — vom Verfasser des Nachworts „Thema“ genannt — ist beispielsweise der „nationale Befreiungskampf“. Schlagwortartige Etikettierungen haben aber die Tendenz, ein von ihrem Gegenstand losgelöstes Eigendasein zu führen. Sie werde zu „Ideen“ ohne Beziehung zur konkreten und sehr differenzierten Wirklichkeit. Historische Parallelen ergeben sich immer erst bei ganz allgemeiner, ideenhafter Geschichtsbetrachtung. Scott hingegen war es nicht daran gelegen, historische Parallelen — die immer etwas Statisches haben — zu finden, er bemühte sich, oft bis zur Verzettlung, historische Entwicklungen in ihrer ganzen Kompliziertheit, aber auch in

● Fortsetzung auf Seite LIT 28

Geschichte als Mittel zum Zweck

● Fortsetzung von Seite 27

ihrer Folgerichtigkeit dem Leser anschaulich vor Augen zu führen.

Lukács warnt Verfasser wie Leser historischer Romane eindringlich davor, „die Darstellung der Vergangenheit in ein Gleichnis der Gegenwart zu verwandeln, der Geschichte unmittelbar ein ‚Fabula docet‘ abzurufen“. Für den Verfasser des Nachworts kam diese Warnung aus der Feder eines realistisch¹⁵ denkenden zu¹⁶: Seine abstrahierende Gleichsetzung von Vergangenheit und Gegenwart verhindert, daß der Leser die Einmaligkeit des Vergangenen, die beträchtliche Verschiedenheit der grundlegenden wirtschaftlichen und politischen Strukturen überhaupt wahrnimmt. Die historische Distanz wird vernebelt.

Zaubert die westdeutsche Bearbeitung den jungen Leser in eine anscheinend nur aus Kampf bestehende Vergangenheit zurück, so versucht das ostdeutsche Nachwort, durch Pathos ein kämpferisches Staatsbewußtsein zu erzeugen. Verallgemeinernde „weltgeschichtliche“ Bezeichnungen („nationaler Befreiungskampf“, „werk tätiges Volk“) stilisieren die englischen Lokalereignisse zur historischen Würde einer Haupt- und Staatsaktion empor, mit dem Ziele, auch die Gegenwart, das heißt den sozialistischen Staat und seine Unternehmungen, geschichtsmächtig und -würdig erscheinen zu lassen. Als „Waffe“ für die Lösung der großen nationalen Fragen der Zeit und des Landes, so wird suggeriert, habe Scott seine Romane aufgefaßt. Das ist lediglich formal in gewissem Sinne richtig: Scott hat sich zeitlebens politisch eingesetzt. Erzkonservativ, wie er war, galt sein Kampf jedoch gerade den Entwicklungen, die dem heutigen Marxisten progressiv erscheinen. Scotts Romanen merkt man diese Haltung nicht an, sie sind politisch farblos und neutral. Und so bereitet es wenig Schwierigkeiten, sie durch zusätzliche Anmerkungen ideologisch einzufärben.

Extreme treffen sich. Überhistorisierung durch Ideologisierung gefährdet den historischen Charakter des Scottschen Romans ebenso wie Poetisierung durch enthistorisierende Kürzungen. Beide Extreme entspringen letztlich pseudohistorischen Anschauungsweisen, die im wesentlichen nicht mehr als kleinbürgerliche Stammtischprimitivismen sind. An der Heranbildung eines vernünftigen Geschichtsverständnisses bei der Jugend lag den Herausgebern Scotts in Ost und West gleich wenig.